

Veronika Smoor



Heiliger Alltag

Zwischen den Töpfen und Pfannen
Gott begegnen

SCM

SCM

Stiftung Christliche Medien

Der SCM Verlag ist eine Gesellschaft der Stiftung Christliche Medien, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

© 2016 SCM-Verlag GmbH & Co. KG, 58452 Witten
Internet: www.scm-verlag.de; E-Mail: info@scm-verlag.de

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006
SCM-Verlag GmbH & Co. KG, 58452 Witten.

Weiter wurden verwendet:

Hoffnung für alle® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.
Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers
Fontis – Brunnen Basel. (HFA)

Das Buch. Neues Testament – übersetzt von Roland Werner.
© 2009 SCM R.Brockhaus im SCM-Verlag GmbH & Co. KG,
58452 Witten. (DBU)

Gesamgestaltung: Miriam Gamper-Brühl, Agentur 3Kreativ, Essen

Titelbild: © Shutterstock

Fotos: Veronika Smoor

Druck und Bindung: Dimograf

Gedruckt in Polen

ISBN 978-3-7893-9785-1

Bestell-Nr. 629.785

Inhalt

Alltag – heiliger Boden	6
Kinderzimmer	14
Montag	21
Wohnzimmer	29
Gottes Nähe finden	35
Esszimmer	43
Kargheit	50
Erwachsen	57
Makarios	63
Bitte. Danke.	70
To-do-Listen	77
Badezimmer	85
Krankheit	95
Schlafzimmer	101
Küche	108
Warteschleife	115
Wäschekammer	121
Sabbat	127
Garten	137
Momentaufnahmen.....	145
Abstellkammer	151
Dankbarkeit ist Widerstand	158
Zwischen Töpfen und Pfannen	169
Quellen	175



„Es ist schon fast eine rebellische Entscheidung, wenn man sich dafür entscheidet, sich zu freuen, zu tanzen und das Leben zu lieben. Jammern ist so viel einfacher und alltäglicher. Wir könnten unser normales Alltagsleben damit zubringen, das gute Leben für irgendwann aufzusparen. Aber ich glaube, es ist unsere Pflicht, jeden Tag als etwas Besonderes anzusehen, denn jeder Tag ist ein Geschenk an uns.“

Shauna Niequist¹

Dieses Buch ist für Mutti und Vati, die mir beigebracht haben, gegen Jammern und Undankbarkeit zu rebellieren. Und deren heiliger Alltag mich geformt hat.

Alltag – heiliger Boden

*Ob dein Weg nach rechts oder links führt,
wird eine Stimme hinter dir herrufen und dir
ansagen: „Das ist der richtige Weg, den geh!“*

Jesaja 30,21

*Das große Dilemma der heutigen Christenheit
liegt darin, dass wir unser „geistliches Leben“
getrennt halten von unserem „normalen Leben“.*

Hans Peter Royer

Vor einigen Monaten habe ich angefangen, dieses Buch zu schreiben. Wohin die Reise gehen sollte, wusste ich nicht genau. Ich war mir nur sicher, wie der Buchtitel lauten sollte. Um den Titel herum wollte ich ein besonders schlaues, wortgewandtes, absolut sensationelles Buch stricken. Gestern gab ich die ersten Entwürfe meinem Mann zu lesen. Er verzog sich eine Weile ins Wohnzimmer und ich puzzelte nervös in der Küche herum. Armins Meinung ist mir sehr wichtig. Mit seinem klaren, analytischen Verstand hat er meistens mehr Durchblick als ich mit meiner sprunghaften Kreativität. Nach einer Weile kam er zurück. Er hielt meine Entwürfe in der Hand, und ich konnte erkennen, dass er sehr, sehr oft den Rotstift benutzt hatte. Armin räusperte sich umständlich. Mir wurde es innen ganz heiß, weil ich ahnte, dass er es nicht gut



fand. „Soll ich ehrlich sein?“ Ich nickte stumm. Meine Kehle war trocken. Er zögerte kurz und dann meinte er: „Das ist ganz großer Mist, mein Schatz.“

Ich starrte ihn an. Erwartete, dass sich nun ein Loch im Boden auftäte, in dem ich mit einem Riesenknall verschwände. Aber das geschah nicht. Eigentlich war ich sogar richtig erleichtert, weil mein Mann endlich das aussprach, was ich seit Monaten ahnte. Was ich geschrieben hatte, war größtenteils tatsächlich Mist. „Das bist nicht du! Du versuchst hier etwas zu konstruieren, bei dem man sofort merkt, wie schwer du dich damit getan hast“, fuhr er fort. „Deine Worte wirken hölzern und aufgeblasen. Erzähl doch einfach nur. Das kannst du am besten. Erzähl aus deinem normalen Alltag!“

Genau das war mein ursprüngliches Ziel gewesen. Von meinem Alltag mit Gott erzählen. Aber was ich zunächst schrieb, klang alles so nebensächlich und klein. Ich polierte dann meinen aufgeschriebenen Alltag hier ein bisschen auf, brachte ihn dort ein wenig mehr zum Scheinen. Meine Worte blies ich auf bis zur verzerrten Unkenntlichkeit und mein Mann brachte sie zum Platzen. Da sitze ich nun, klein und unpoliert, und fange von vorne an.

So fühlt sich mein Alltag an: wie ein nerviger Nebendarsteller, der zu viel Spielzeit bekommt. Gerne würde ich nur die Hauptdarsteller auf die Bühne meines Lebens lassen: große Momente und Erfolge, herausragende Erlebnisse und Heldentaten. Den Alltag dränge ich verschämt hinter den Vorhang. In diesem Buch soll aber der Alltag die große Bühne bekommen! Weil er nämlich 95 % unseres Lebens ausmacht. Der Großteil unseres Lebens besteht aus normalen,



unscheinbaren Tagen, die sich aneinanderreihen und nur hier und dort von großen Momenten unterbrochen werden. Ich glaube, wenn wir genauer hinsehen, können wir erkennen, wie Gott einen Lebensmoment an den nächsten fügt und damit seine Geschichte mit uns schreibt. Es muss keine großartige, pompöse Geschichte sein. Vielleicht ist es eine bunte oder graue. Vielleicht eine chaotische oder ruhige. Vielleicht eine tragisch-komische oder schwer verständliche. Aber es ist seine Geschichte mit uns, immer durchdrungen von seiner Liebe und Führung.

Vor vielen Jahren besuchte ich ein kleines Dorf im bergigen Norden Thailands. Die wenigen Hütten waren umgeben von Reisfeldern, auf der lehmigen Dorfstraße spielten Kinder, Wasserbüffel suchten im Schatten Schutz vor der brennenden Sonne. Mit meinem westlichen Gesicht erregte ich Aufsehen. Das war mir peinlich. Die Kinder bäugten mich schüchtern, tuschelten miteinander, lachten.

Aus einigen Hütten drang ein gleichmäßiges Krachen. Neugierig geworden tat ich das, was man als wohlerzogenes deutsches Mädchen nicht macht: Ich glotzte durch eines der unverglasten Fenster. Drinnen, im Halbdunkeln, saß ein Mädchen an einem großen Webstuhl. Sie ließ das Schiffchen mit dem Garn geübt hin- und herflitzen. Neben dem Mädchen lagen Garne in wunderschönen, leuchtenden Farben. Sie erschuf einen Teppich, dessen Grundstruktur – starke Kettfäden – das bunte Garn zusammenhielten. Die entstehenden Muster und Farbkombinationen erzählten eine Geschichte und



an manchen Stellen wies das Stück Unregelmäßigkeiten auf. Wahrscheinlich spannen die Dorfbewohner das Garn selbst. Vielleicht lernte das Mädchen noch.

Wenn ich heute durch deutsche Möbelhäuser wandere und Teppiche begutachte, fällt mir immer das Bergdorf in Nordthailand ein. Die einheitlichen, seelenlosen Fabrikstücke können niemals mit der Lebendigkeit des Teppichs mithalten, der durch die Hand des Mädchens entstand.

Mir geht dieser Teppich nicht aus dem Sinn. Einerseits, weil ich mich nach diesen vielen Jahren immer noch furchtbar ärgere, dass ich ihn nicht gekauft habe. Andererseits, weil ich in ihm eine Metapher für mein Leben sehe: Alles ist miteinander verwoben, alles wird durchdrungen und zusammengehalten von starken Kettfäden. Da gibt es keine Lebensbereiche, die außerhalb der Kettfäden liegen. Alles, was ich erlebe und sehe, fühle und höre, schmecke und durchtrauere, fügt meinem Lebensteppich ein weiteres Muster, eine weitere Farbe hinzu. Nichts ist unwichtig. Die 95 % Alltag sind genauso heilig wie die restlichen 5 % großer Momente.

Gottes Kettfäden durchdringen meinen Morgen, meinen Mittag, meinen Abend, meinen Schlaf. Sie durchdringen meine Arbeit, mein Reden und mein Schweigen. Sie durchdringen mein Pflanzen, Pflegen, Putzen. Sie durchdringen die letzten Minuten am Abend, wenn ich meine Kinder zudecke, und die ersten Minuten am Morgen, wenn ich schlaftrunken Frühstück zubereite und die Katzen füttere. Nichts ist unwichtig, alles ist von seiner Heiligkeit erfüllt.



In dem wunderbaren Buch „An Altar in the World“² schreibt die Pastorin Barbara Brown Taylor über ihre Alltags-Ansichten:

Brot backen und lieben, die Erde umgraben, Tiere füttern und Fremde bekochen – diese Aktivitäten benötigen keine ausführliche Erläuterung, keine erhellende Theologie. Alles, was sie benötigen, ist jemand, der bereit ist, sich zu bücken, seine Hände auszustrecken, zu schnippeln und zu rühren. (...) Und doch sind dies genau die Aktivitäten, die Leben ändern können. Manchmal sofort, manchmal langsamer, so wie stetige Wassertropfen auf Stein. In einer Welt, in der Glaube als Kopfsache ausgelegt wird, erinnert uns körperliche Arbeit daran, dass Glaube ein Lebenswandel ist.

Mit 34 wurde ich Mutter. Es blieben weder Zeit noch Kraft für geistliche Selbstverwirklichung, für Gemeinde, für Freunde, für große Glaubensmomente. Ich fühlte mich, als hätte man mir die Luft rausgelassen, mein Leben wurde klein, es schrumpfte schmerzhaft gesund. Gott begann meine Selbstbezogenheit, meinen frommen Aktivismus und mein Haschen nach den Sternen abzuschneiden. Ich war reduziert auf eine dauermüde Mama, deren Herz unruhig blieb. Ich musste doch etwas machen – irgendetwas! –, damit mein geistliches Leben nicht verkümmerte. Ich hatte immer *mehr* Gott, *mehr* Wachstum, *mehr* große Glaubensmomente gewollt. Und Gott schenkte mir Wäscheberge, Kinder und Routine. Nach und nach erlebte ich einen Gesund-Schrumpfungs-Prozess, der mich heilt.





Alltag ist heiliger Boden, auf dem ich wachsen darf. Er ist der Schleifsand, der stetige Wassertropfen, der mich und meine Gottesbeziehung formt.

Alles, was ich zu bieten habe, sind die täglichen, mühsamen Details, die schlaflosen Baby-Nächte, die Beschneidung meines Terminkalenders, das Kümmern und Putzen und Zuhören und Kochen und meine Müdigkeit.

Alles das ist wichtig, heilig, durchdrungen von Gottes

Kettfäden, seiner Gegenwart und zugewandten Liebe. Mein buntes, chaotisches Leben, das sind ich UND Gott, Wäscheberge UND Glaubensmomente, Tränen UND Kämpfe, Niederlagen UND Erfolge.

Als ich jung war, glaubte ich in meiner Naivität zu wissen, wie Gott ist. Jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ich bin ihm hartnäckig auf der Spur und beginne zu ahnen, dass er gar nicht der aufgeblasenen Alles-ist-möglich-wenn-du-nur-genug-glaubst-und-betest-Theologie entspricht. Stattdessen formt sich in meinem Leben immer mehr eine Theologie des Alltags.

Und dieser Alltag ist heiliger Boden, auf dem ich wachsen darf. Keine Konferenz, kein Gottesdienst, keine Seelsorge und keine Gemeinde haben meinen Glauben so sehr beeinflusst wie dieser Alltag. Er ist der Schleifsand, der stetige Wassertropfen, der mich und meine Gottesbeziehung formt.

Es gab und gibt die großen Glaubensmomente außerhalb meines Alltags: Träume, in denen Gott zu mir redet. Momente, in





denen ich so überwältigt bin, dass ich hemmungslos in mein Taschentuch heule. Berührungen vom Heiligen Geist, die heilen und verändern.

In dunklen Momenten kehre ich dahin zurück. Und hole mir daraus Kraft und Hoffnung.

Aber mein Leben und Lieben findet nicht im permanenten Scheinwerferlicht eines hippen Gottesdienstes statt, sondern im mittelmäßigen Licht eines normalen Tages. Aufstehen, müde sein, Zähne putzen, Tampons kaufen, Kinder versorgen, Essen kochen, ein Buch lesen, ins Bett gehen.

Der Stoff, aus dem mein Leben gewebt ist. Der Schleifsand, der mich formt. Heiliger Boden, auf dem ich wachse.



Kinderzimmer

Wir sind alle Fremde in einem fremden Land, die sich nach der Heimat sehnen, aber nicht genau wissen, was oder wo unsere Heimat ist. Manchmal erspähen wir sie in unseren Träumen oder wenn wir um eine Ecke biegen, und dann ist da plötzlich eine merkwürdige süße Vertrautheit, die beinahe so schnell wieder verfliegt, wie sie gekommen ist.

Madeleine L'Engle³

Über meinem Kopf brummt ein Motorflugzeug. An einem Sonntagnachmittag sitze ich im Apfelbaum, lasse meine sommerverschorften Beine baumeln und entdecke neue Asthöhlen voller Geheimnisse. In der Wiese spielen Grillen ein träges Sommer-Konzert. Aus der Küche tönt das Auf- und Zuklappen von Küchenschränken: die Verheißung, dass meine Eltern von ihrem Mittagsschläfchen aufgewacht sind und nun Kaffee kochen und den Zwetschgen-Kuchen anschneiden. Ich spanne meine Muskeln an und springe vom Baum auf die weichen Mooskissen. Dabei schabt die Rinde über die Rückseite meiner Oberschenkel. Ich beachte das Brennen nicht, weil ich weiter hinten, im Schatten der hohen Weißdornhecke, Pilze entdeckt habe. Ich trete aus der flirrenden Augusthitze in die kühle Höhle zwischen Hecken und Gartenabfällen. Zwischen dem Meer aus kleinen Pilzen hocke ich und denke



mir Geschichten von Zwergen und Feen und Räubern aus. Der Ruf meiner Mutter holt mich aus der Traumwelt zurück. Vorbei am Rasensprenger, der mit seinem gleichmäßigen Wiiiiisch-Waaaaasch die Möhrenbeete und Johannisbeersträucher bewässert, renne ich zurück zum Haus. Ich renne, so schnell mich meine starken Beine tragen, meine Zöpfe flattern wild hinter mir her, ich bin eine Gazelle, eine äthiopische Hundert-Meter-Läuferin!

Das ist über dreißig Jahre her. Der Apfelbaum steht schon lang nicht mehr. Aber die Geräusche, Gerüche und Geschichten sind immer noch lebendig. Jeder Winkel meiner Kindheit ist vollgestopft mit Geschichten, Mysterien und Gott. Ich wusste instinktiv, dass alles, was mich tagtäglich umgibt, etwas Göttliches in sich birgt. Jede Entdeckung, jede Jahreszeit, jeder Käfer, mein Bett, der Geruch meines Vaters nach einem Arbeitstag auf dem Feld war eine Zusicherung, dass Gott da ist.

Wir lebten auf einem Gutshof und Lehrlinge waren immer Teil unseres Hof- und Hauslebens. Meine Mutter brachte ihnen alles über Haushaltsführung, Kochen, Backen und Silberpolieren bei (die spezielle Leidenschaft meiner Mutter). In unserem Haushalt Lehrling zu sein, bedeutete meistens auch Teil und Ergänzung unserer Familie zu werden. Wenn meine Eltern unterwegs waren, übernahmen sie ganz selbstverständlich auch die Versorgung von uns Kindern. Eines Abends brachte Caroline mich ins Bett. Ich lag unter meinem dicken Federbett, das mir immer zu warm war. Sie setzte sich auf den Bettrand, in den kleinen Lichtkreis, den meine Nachttischlampe warf. Ich war müde und gleichzeitig



ganz aufgeregt. Caroline war nicht in Eile, sie nahm sich viel Zeit für mich. Wir plauderten eine Weile, sie erzählte gerne. Und dann fragte sie mich, ob ich das Lied „Ins Wasser fällt ein Stein“ kenne. Ich verneinte. An diesem Abend, in dem kleinen warmen Kreis aus Licht, sangen wir:

*Ein Funke, kaum zu seh'n,
entfacht doch helle Flammen;
und die im Dunkeln steh'n,
die ruft der Schein zusammen.
Wo Gottes große Liebe
in einem Menschen brennt,
da wird die Welt
vom Licht erhellt;
da bleibt nichts,
was uns trennt.⁴*

An kalten Winterabenden musste ich mit unserem Milcheimer über die Straße in den Kuhstall unserer Nachbarn. Wärme, Mistgeruch und die Nachbarin hüllten mich ein mit ihrer groben Freundlichkeit. Auf dem Rückweg ging ich vorsichtig, damit die warme Milch nicht über den Rand des Eimers schwappte. Wenn ich sicher auf unserem Hof angekommen war, legte ich immer den Kopf in den Nacken, um in den Nachthimmel zu sehen. Da die nächste größere Stadt 20 km weit entfernt war, leuchteten die Sterne, der Mond, die Milchstraße ungehindert zu mir herab. Ein himmlisches Leuchtfeuer. Ich junges Ding, mit der Milchkanne in der Hand, fühlte mich klein und gleichzeitig in diesem unendlichen Universum



geborgen. Dann sah ich zum Haus hin. Gelbes Licht fiel aus dem Küchenfenster auf den harschen Schnee. Wenn ich dieses Licht sah, blieb ich stehen, weil mein Herz anschwellte. Die Kälte kroch unter meinen Pullover, aber es störte mich nicht, weil ich wusste, dass ich gleich aus dem Frost in die Wärme treten würde. Aus der Dunkelheit ins Licht.

Als Kind fand ich Gott nicht in der Kirche. Dort war es meistens kalt, die Bänke waren hart und die Wandreliefs von ehrwürdigen toten Adeligen verstörend. Die Liturgie verstand ich nicht. Die altertümliche Sprache blieb mir verschlossen, aber ich verstand die Geschichten aus der Bibel. Und die Kinderlieder. Ich trug die Worte und Melodien im Herzen nach Hause. Gott hat alle Kinder lieb. Ins Wasser fällt ein Stein. Er hält die ganze Welt in seiner Hand. Lieder und Geschichten webten sich in meine Kindheitswelt und entfalteten in meiner Fantasie bunte Bilder.

Gott saß zwischen den Seiten meiner Märchenbücher. Das Gute gewinnt. Das Böse wird am Ende besiegt. Licht im dunklen Verlies. Es gibt immer Hoffnung. Ein Prinz wartet. Ungerechtigkeit wird gerächt. Sobald ich selbst lesen konnte, wurde mein Bett zu meinem Lieblingsort. Dort konnte ich mich in Bücher vergraben, bis eines meiner Geschwister oder meine Mutter hereingestürmt kam, um mir ungeliebte Aufgaben zu übertragen. Beeren pflücken oder staubsaugen oder mit der kleinen Schwester spielen. In einer Großfamilie ist nicht viel Raum zum stundenlangen Träumen und Lesen. Manchmal fantasierte ich davon auszuwandern. Wegzugehen. Das war mit zarten fünf Jahren. Nicht, weil es mir nicht daheim gefiel. Ich war auch (noch) nicht rebellisch. Ich litt



einfach an Fernweh. Ich erahnte da draußen eine pulsierende Welt, vollgestopft mit Wundern und Abenteuern.

An manchen Tagen nahm ich mein grünes Kinderfahrrad und stahl mich davon. Es gab noch keine Helmpflicht. Und keine Helikopter-Eltern. Das Leben war gefährlich und aufregend. Das Böse lauerte überall und Schönheit war allgegenwärtig, wenn man nur genau hinsah. Niemand packte mich in Watte. Kinder verletzten sich. Kinder starben. Kinder kamen behindert zur Welt. Eltern konnten ungerecht sein. Die Nachbarn hatten Stacheldraht um ihr Grundstück gezogen. Eine alte Frau im Dorf rannte ihren Enkeln mit dem Nudelholz hinterher. Bullerbü und Berlin-Marzahn. Gott war mein Schutzschild, meine rettende Kuscheldecke in diesem ungefilterten, grausamen, wunderbaren Leben.

Man kann Kinderglauben als trivial abstempeln. Den Überzeugungen eines Kindes ein überheblich-wissendes Lächeln entgegensetzen. Das tat ich später mit meinem eigenen Kinderglauben und winkte alles als fromme Konditionierung ab. Aber nun, wenn ich meine eigenen Mädchen beobachte, fällt mir auf, mit welcher Intuition sie Dinge erfassen, die nicht greifbar sind. Sie sind wie ein Radio, ganz auf Empfang gestellt, und sie spüren leiseste Signale. In ihrer Welt ist noch kein Platz für Zweifel, für sachliche Nüchternheit und theologische Spitzfindigkeiten. Vielleicht ist die Kindheit die Zeit im Leben, in der wir am empfänglichsten für göttliche Transzendenz sind. Die Kinderaugen und -herzen sind frisch, noch nicht verschleiert wie die der Großen. Ihr Staunen ist grenzenlos und hat mich als Mutter schon des Öfteren in den Wahnsinn getrieben, weil bei jedem Stein und Schneckenhaus





eine Pause eingelegt werden muss. Längere Laufstrecken sind ein Ding der Unmöglichkeit, weil sich schon auf 50 Metern Gehweg ein ganzes Universum an Wundern ausbreitet.

Als Erwachsene habe ich den Geschmack vom Paradies und die gruselige Ahnung des Bösen mit Pragmatismus und To-do-Listen ersetzt. Nichts ist mehr mysteriös, sondern alles erklärbar. Ich renne nicht mehr aus reiner Lust an meinem Körper schnell wie der Wind, sondern nur, um Kalorien zu verbrennen. Ich setze mich nicht mehr in einen Apfelbaum, weil das merkwürdig wirken könnte. Ich bete nicht mehr für Kleinigkeiten, weil ich meinen beschäftigten Erwachsenen-Gott nicht damit belästigen möchte. Wenn ich heute abends nach Hause komme, brennt kein Licht. Das muss ich erst selbst anmachen.

Aber wenn ich auf dem Hof meiner Eltern zu Besuch bin, dann suche ich die Stelle, wo vor 30 Jahren mein Apfelbaum seine Zweige in den Himmel gereckt hat. Dann hab ich wieder den Geschmack der sauren Klaräpfel im Mund. Und spüre die raue Rinde an meinen Oberschenkeln. Ich muss mich an den Baum und die Milchkanne erinnern, an die Geschichten und Lieder, an Winternächte und den warmen Schein meiner Nachttischlampe, um zu wissen, wer ich bin. Und um zu wissen, wer Gott ist.

Wenn ich nachts nach draußen gehe, dann lege ich immer noch gerne den Kopf in den Nacken, um mich angesichts des Sternenteppichs klein und geborgen zu fühlen. Und dann huscht sie vorüber wie ein Schatten, die alte Ahnung: Es gibt mehr zwischen Himmel und Erde, als wir erklären können.

